Zeitschrift: Bündner Seminar-Blätter
Band: 3 (1897)
Heft: 7

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜNDNER
SEMINAR-BLÄTTER
(Neue Folge.)
Herausgegeben von
Seminardirektor **P. Conrad** in Chur.

III. Jahrgang. № 7. Mai 1897.

Die „Seminar-Blätter" erscheinen jährlich acht Mal. Preis des Jahrganges für die Schweiz Fr. 2.—, für das Ausland 2 Mk. Abonnements werden angenommen von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie vom Verleger Hugo Richter in Davos.

Inhalt: Beiträge zum Geschichtsunterricht auf der Sekundarschulstufe. — Ueber den Gebrauch phonetischer Zeichen im ersten französischen Unterricht.

Beiträge zum Geschichtsunterricht auf der Sekundarschulstufe.

Von *G. Wiget.*

III.

Teilziel. Ihr wisst nun, wie der Konvent sich als Revolutionsregierung eingesetzt hat. Ihr sollt nun auch hören, **wie diese Revolutionsregierung sich organisierte.**

II. 2. Wie denkt ihr euch das? Wie kann eine Versammlung von 750 Köpfen regieren? ‚Sie haben vielleicht Kommissionen eingesetzt.' Zum Beispiel? ‚Für die Verwaltung, für das Gerichtswesen, für die Finanzen u. s. w.'

Erraten! Eine Versammlung von 750 Köpfen kann wohl Gesetze beraten, aber nicht regieren. Dazu ist sie viel zu zahlreich. Das wusste auch der Konvent und wählte daher Regierungsausschüsse.

Zu oberst stand der *Wohlfahrtsausschuss,* le comité de salut public. Er bestand aus 12 Mitgliedern. Auf sie ging bald die ganze Macht des Konventes über; sie waren gleichsam die 12 Könige von Frankreich.

Aber die Gewalt war auch hier nicht auf alle gleich verteilt; sie konzentrierte sich in den Händen weniger. Es waren ihrer fünf: Robespierre, Couthon, Saint Just, Billaud-Varennes und Collot d'Herbois. Das sind les hommes politiques, die Beherrscher Frankreichs.

Andere bekümmern sich mehr um die Verwaltung des Heeres und der Marine als um die Politik. Das sind les hommes spéciaux, wie z. B. Carnot, der Grossvater des von Caserio ermordeten

französischen Präsidenten. Der war der Kriegsminister der französischen Republik, der Schöpfer der französischen Revolutionsarmeen, ein Mann von ungeheurer Thätigkeit, der täglich 18 Stunden auf seinem Bureau arbeitete und seinen Hunger oft mit einem Stück Brot stillte, das er während der Sitzung des Wohlfahrtsausschusses verzehrte.

Unter dem Wohlfahrtsausschuss standen zwei andere Ausschüsse.

Der eine packte die Bürger beim Kragen, der andere an der Gurgel. Das erstere besorgte le comité de sureté générale, der *Sicherheitsausschuss.* Der überwachte die Millionen verdächtiger Bürger; denn verdächtig erschien den Jakobinern jedermann, der? ‚Anhänger gesetzlicher Zustände war.' Wer vom Sicherheitsausschuss als gefährlich erachtet wurde, der sass in kürzester Frist hinter Schloss und Riegel in einer der 10 neuen Bastillen von Paris.

Der andere Ausschuss, der die Bürger an der Gurgel packte, das war le tribunal revolutionaire, das *Revolutionsgericht.* Bei diesem Revolutionsgericht ging es natürlich auch nicht zu wie bei einem ordentlichen Gericht. Da gab es in der Regel kein Verhör, keine Zeugeneinvernehmung, keine Verteidigung. „Angeklagt sein" bedeutete in den meisten Fällen so viel wie „verurteilt sein".

Diese 3 Ausschüsse bildeten die Centralregierung. Sie waren also für Frankreich ungefähr das, was bei uns? ‚Der Bundesrat, der Bundesanwalt und das Bundesgericht.' Nur dass das gesetzliche und keine revolutionären Behörden sind.

Die Centralregierung hatte ihren Sitz in Paris. Ihre Organe auf dem Lande waren die Revolutionsausschüsse, les comités revolutionaires. Solche Comités gab es in jeder Stadt, in jeder grössern Ortschaft. Sie bestanden natürlich aus „Sansculottes pur sang". Damit sie sich ganz ihrem Amte widmen konnten, erhielten sie ein Taggeld von 3—5 Franken. Die Zahl dieser Revolutionsausschüsse belief sich auf 2000. Hätte die Organisation ganz durchgeführt werden können, so hätten es ihrer 4000 werden sollen, und diese hätten den Staat jährlich über 500 Millionen gekostet.

Diese Revolutionsausschüsse waren wiederum die Beherrscher der Städte und Ortschaften.

Die Verbindung zwischen beiden wurde durch Kommissäre hergestellt. Der Konvent sandte sie in grosser Zahl — oft bis zu 140 — und mit unbeschränkter Machtbefugnis in die Provinzen, um überall der Revolution zum Durchbruch zu verhelfen.

So, nun kennt ihr das Netz, das 300,000 Jakobiner über 26 Millionen Franzosen geworfen.

Ueberschrift? *Die Organisation der Revolutionsregierung.*

Teilziel. Nun wollen wir die Frage aufwerfen und beantworten, **wie sich unter dieser Regierung leben liess, welches die Lage des Volkes war?**

II. 5. Gewiss viel besser als unter dem ancien régime, denkt ihr? Nun sind ja diejenigen Leute am Ruder, die die Leiden des Volkes kennen. Diese werden nun allen Uebelständen abhelfen. Nun wird eine Zeit der Freiheit und des Glückes, eine Zeit der allgemeinen Wohlfahrt anbrechen, da man einen besondern Ausschuss dafür eingesetzt hat. Oder denkt ihr nicht so?

Um uns eine Vorstellung von der Lage der Nation zu machen, wollen wir einige Unterfragen aufwerfen und beantworten.

Erstens! *Wie stand es mit dem Schutze des Eigentums unter der Revolutionsregierung?*

Sagt mir zuerst, wie steht es damit bei uns? ‚Bei uns wird das Eigentum des Bürgers vom Staate geschützt.‘ Aber wenn der Staat Strassen oder Eisenbahnen oder öffentliche Gebäude baut? ‚Dann expropriiert er.‘ Das heisst? ‚Er nimmt das Land, dessen er bedarf; aber er bezahlt eine Entschädigung dafür.‘ Das war nun unter der Revolutionsregierung anders. Da galt der Grundsatz: En cas de besoin public tout appartient au peuple et rien aux individus.

Das heisst etwa auf deutsch:

Wenn er es braucht, darf der Staat den Bürgern alles nehmen.

So wenigstens haben die Jakobiner den Grundsatz in die Praxis umgesetzt. Zuerst zog man die Kirchen- und Klostergüter ein; die hatten einen Wert von ungefähr 4 Milliarden; dann die Güter der Emigranten, die auch etwa 3 Milliarden wert waren.

Dann nahm man das Vermögen der Guillotinierten und Deportierten in Beschlag, später sogar noch das ihrer Verwandten; das warf auch ein paar hundert Millionen ab. Dann kamen die Fonde der Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten an die Reihe; das machte wieder etwa 800 Millionen aus. Nach dem Sturze des Königtums sequestrierte man natürlich die Güter des Königs. Das brachte einen Haufen Millionen ein.

Sodann erliess der Konvent ein Dekret, dass die Bürger alles Gold und Silber bei Todesstrafe gegen Assignaten — das ist Papier-

geld — ausliefern müssen, gegen Assignaten, die damals schon nur noch 50 % ihres nominellen Wertes galten und später noch viel tiefer sanken.

Dieser Tausch hat der Staatskasse allein in Paris 3—400 Millionen zugeführt.

Was man für die Kriegsführung nötig hatte, wurde den Bürgern ohne Entschädigung einfach weggenommen, so z. B. aus einer einzigen Provinz 14,000 Pferde; aus Paris einmal — als die Armee nach Belgien vordrang — alle Fuhrwerke und Kutschen. Ein anderes Mal, als man Grünfutter für die Armeepferde bedurfte, wurden in 32 Departementen die Wiesen mit Beschlag belegt.

Was man für die Ausrüstung der Soldaten brauchte, das mussten die Bürger in kürzester Frist zusammenlegen, so z. B. die Bewohner von Strassburg innert 3 Tagen 7000 Kleidungen, 4000 Paar Strümpfe, 16,000 Paar Schuhe, 1000 Paar Stiefel, 1000 Mäntel, 20,000 Hemden, 4000 Hüte, 500 Tornister, 2000 Leintücher, 1000 Decken und 20 Zentner Leinwand.

Noch mehr. St. Just kam als Regierungskommissär nach Strassburg. Der ging mit den Strassburgern noch ganz anders ins Zeug. Innert 24 Stunden mussten 196 Bürger, von denen jeder auf eine Summe, die sich zwischen 6000 bis 300,000 bewegte, taxiert worden war, 9 Millionen zusammenlegen. Man nannte das „taxes revolutionaires“. Auf diesem aussergewöhnlichen Wege wurden Millionen erpresst.

Nicht besser ging es den Bürgern mit dem unbeweglichen Eigentum. Es ist vorgekommen, dass man den Leuten die Häuser einfach weggenommen hat. So z. B. erklärte man einem Architekten in Paris, dass man sein Haus zu einem Gefängnis brauche. Er machte Einwendungen. Umsonst. „Ta maison ou en prison.“

Was wollte er machen? Er musste froh sein, dass man ihm zum Ausziehen noch eine Frist von 6 Stunden gab.

Was sagt ihr zu diesen Künsten?

Schelmenstücke, nicht wahr. Ja, viele haben geraubt, nur um sich selber zu bereichern; so z. B. jener Kommissär in Bordeaux, der einen reichen Kaufmann vor die Wahl stellte, 150,000 Franken zu bezahlen oder ins Gefängnis zu wandern, und der, als jener sie bezahlte, die Summe in seinen Sack steckte und vom Kaufmann nochmals 150,000 Franken verlangte.

Oder jene Sansculotten in Paris, die in kleinern Banden die Quartiere absuchten, die reichen Leute auf eigene Faust gefangen

nahmen und sie nur gegen hohes Lösegeld wieder frei gaben. Und dennoch war hier nicht persönliche Habsucht allein im Spiel.

Es wirkten auch politische Motive. Der Krieg verschlang riesige Summen, und solange die Armeen die Grenzen nicht überschritten hatten, musste Frankreich dafür aufkommen. Und endlich handelten die Jakobiner unter dem Einfluss ihres Programmes. Schönes Programm das, werdet ihr sagen. Doch, doch. Das Programm lautete sehr schön. Der Unterschied zwischen arm und reich soll aufhören. Reichtum war in ihren Augen Diebstahl.

Nach Robespierres Ausspruch sollte auch der reichste Franzose nicht mehr als 3000 Franken besitzen.

Zweite Frage: *Wie stand es mit der Sicherheit des Lebens?* Das ist doch ein Punkt, der zur allgemeinen Wohlfahrt gehört, oder nicht? Und eine Hauptaufgabe des Staates liegt ja gerade darin, das Leben seiner Bürger zu schützen. Das thut auch jedes geordnete Staatswesen. Nur in einem einzigen Falle verfügt der Rechtsstaat verfassungsgemäss über das Leben eines Teiles seiner Bürger, in welchem? ‚Im Kriegsfall.‘ Die Jakobiner aber achteten, als sie ans Ruder kamen, das Leben aller Bürger so wenig als das Eigentum derselben.

Nie hat es eine grössere Unsicherheit des Lebens gegeben als damals in Frankreich.

Wer am Morgen aufstand, wusste nicht, ob er am Abend sein Haupt nicht in einem Gefängnis zur Ruhe legen werde.

Und wer im Gefängnis war, der wusste nicht, zu welcher Stunde er aufs Schafott geführt wurde. Die Franzosen lebten damals thatsächlich „unterm Beil des Henkers“; denn 178 Revolutionsgerichte „arbeiteten“ im Lande. In Paris z. B. sind innerhalb 14 Monaten 2600 Personen hingerichtet worden, in der kleinen Stadt Orange 211 Männer, 93 Frauen, in Nantes 1970 Personen, in Lyon 1980, nach der eigenen Schätzung der Revolutionsgerichte; in Wirklichkeit waren es viel mehr, vielleicht 6000. Wieviel im ganzen hingerichtet worden, ist nicht festzustellen.

Die meisten sind gemordet worden, ohne Untersuchung, ohne Zeugenverhör, ohne Verteidiger und auch ohne Schuld. Die Verurteilung der Gefangenen nahm oft nicht mehr als 1 Minute in Anspruch. Man liess sie aus den Gefängnissen vor das Gericht treten, frug sie nach ihrem Namen, ihrem Stand und ihrem Vermögen; das übrige verstand sich von selbst. Das Todesurteil wurde ausgesprochen; sie wurden auf den Karren gehoben und aufs Schafott geführt.

Kein Alter blieb verschont. Man hat Kinder von 9, 7, 5 Jahren hingerichtet und Greise, die kaum mehr gehen konnten, unter die Guillotine gebracht.

Um der geringsten Ursache willen wurden Personen hingerichtet, z. B. ein Notar, der anfangs ein Anhänger der Revolution war, sich aber nachher zurückgezogen hatte, „pour avoir privé de ses lumières ses concitoyens“, und eine Dame, weil sie ihrem alten, kindischen Manne die Spielmarken nicht weggenommen hatte, auf denen das Bild des Königs war.

Ein anderes Beispiel! Ein Kommissär verhört nach einem reichen Mahle, an welchem er dem Weine tapfer zugesprochen, einen Offizier, Mr. de Lassalle, verurteilt ihn und befiehlt die sofortige Ausführung des Urteils, und Herr de Lassalle wird noch an demselben Abend hingerichtet. Am andern Morgen, als er seinen Rausch verschlafen hatte, sagte der Kommissär zum Präsidenten des Revolutionsgerichts: „Mais hier nous avons fait une jolie peur au pauvre Lassalle. — „Comment une jolie peure; mais il a été exécuté.“ Er hatte das Todesurteil im Rausch unterzeichnet.

Noch ein Beispiel. Collot d'Herbois war als Kommissär in Lyon und hatte dem Tribunal befohlen, einen jungen Mann noch vor dem Abend einzuziehen und zu richten. Abends sitzt Collot an der Tafel; es geht hoch her; das Orchester spielt wie an einem Fest. Da nähert sich ein Richter und meldet Collot, sie hätten den jungen Mann verhört, aber vollständig unschuldig erfunden, ob sie ihn freilassen dürfen. „Je vous ai ordonné de punir cet homme, je veux qu'il perisse avant la fin du jour. Si l'on épargnait les innocents, trop de coupables échapperaient. Allez.“ Also Unschuldige werden hingerichtet, damit ja kein Schuldiger entwischt. Die Musik spielte weiter, und eine Stunde drauf ward der junge Mann erschossen.

Diese Kommissäre fielen über die Bevölkerung her wie ein Wolf über eine Schafherde.

Da waren doch diejenigen ihres Lebens sicher, die im Konvent sassen, werdet ihr denken.

Weit gefehlt! Die lebten erst recht unterm Beile des Henkers. Ausser den Jakobinern wagte keiner, den Mund aufzuthun. Sie wissen, ihr Leben hängt an einem Faden. Sieyès, der in der ersten Nationalversammlung ein Führer des 3. Standes gewesen ist, ist jetzt ganz still und verdankt sein Leben nur der Protektion seines Schusters.

„Ce Sieyès,“ sagte er, als ihn jemand im Jakobinerklub verdächtigte, „je le connais, il ne s'occupe du tout de politique, il est toujours dans ses livres, c'est moi, qui le chausse. J'en réponds.“

Von den 71 Präsidenten, welche der Konvent gehabt hat, sind 61 hingerichtet worden oder haben sich selbst getötet.

So waren doch die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses ihres Lebens froh und sicher, wollt ihr sagen. Bewahre, auch diese nicht. Keiner traute dem andern. Robespierre sagte mehr als einmal zu Carnot: „Je t'attends à la première défaite.“ Ein anderes Mal rief er wütend, das Comité habe sich gegen ihn verschworen, und sagte zu Billaud: „Je te connais maintenant,“ und dieser antwortete: „Et moi aussi, je te connais comme un contre-révolutionaire.“

Robespierre, als Contre-révolutionaire verdächtig! Da hört alles auf, nicht wahr? Was sagt ihr von diesen Männern? ‚Das sind verrückte Wütriche.‘ Wütriche ja, aber verrückte doch nicht; denn auch diesem Thun lag ein grosser Plan zu Grunde.

Ein schöner Plan das, werdet ihr sagen. Doch, doch, ein grossartiger Plan! Robespierre und Genossen wollten mit allen Mitteln die Wiedergeburt des französischen Volkes herbeiführen und aus dem durch das ancien régime verdorbenen Frankreich ein neues, freies, tugendhaftes Frankreich machen!

Eine grosse Idee und nicht ohne Beispiel in der Weltgeschichte. Denkt an den Auszug der Juden aus dem Aegypterland. Welches Beispiel meine ich? ‚Die Wiedergeburt des jüdischen Volkes in der Wüste.‘ Ganz recht. Dazu aber hat sich Moses Zeit genommen, nämlich? ‚40 Jahre.‘ So lange konnten die Jakobiner nicht warten; ihnen pressierte es; darum halfen sie der Umwandlung des Volkes mit der Guillotine nach.

„Nous ferons un cimetière de la France plutôt que ne pas la régénerer,“ hatte Saint-Just gesagt. Und in der That, wenn die Jakobiner noch lange am Ruder geblieben wären, hätten sie es fertig gebracht, aus dem grossen Frankreich einen grossen Kirchhof zu machen.

Dritte Frage: *Wie stand es mit der Kirche und der freien Religionsausübung?*

Ihr könnt es euch denken! ‚Die Jakobiner waren der Kirche und dem Christentum gewiss feindlich gesinnt wie heutzutage die Sozialdemokraten.‘

Erraten. Hört nur!

Als die Jakobiner ans Ruder gelangten, da wurde auch der Krieg gegen die Kirche begonnen. Die Kirche war in den Augen der Jakobiner ein Giftbaum, der mit allen Wurzeln ausgerissen werden sollte.

Im Prinzip wurde freilich die Freiheit aller Kulte beschlossen; in Wirklichkeit aber wurde gar keine Religionsausübung mehr gestattet, weder die katholische, noch die protestantische, noch die jüdische. Die Kinder durften nicht mehr getauft, die Ehen nicht mehr kirchlich getraut, die Sterbenden nicht mehr verwahrt, die Toten nicht mehr kirchlich begraben werden.

Es durfte keine Messe mehr gelesen, keine Predigt mehr gehalten, keine Beichte mehr gehört werden. Wer bei der Ausübung religiöser Handlungen ertappt wurde, der wurde eingekerkert oder guillotiniert.

Die Gotteshäuser wurden zu ganz andern Zwecken verwendet: zu Heu-, Stroh- und Getreidemagazinen, zu Kuh- und Schweineställen. Die Heiligenbilder wurden zerschlagen, die Reliquien in den Kot geworfen, Messgewänder, Bibeln und Gesangbücher verbrannt. Die Sonntagsfeier wurde abgeschafft, das Jahr und die Woche neu eingeteilt. Das Jahr, mit der Tag- und Nachtgleiche im September beginnend, hatte 12 Monate, der Monat 3 Dekaden, die Dekade 10 Tage. Selbst der liebe Gott wurde abgesetzt. Statt seiner sollte von nun an die Vernunft verehrt werden. Le culte de la Raison, das war der einzige Kultus, der geduldet, nein, wozu der Bürger gezwungen wurde.

Ihr könnt euch wohl keine Vorstellung machen, worin dieser neue Religionsdienst bestanden haben mag. Ich will eurer Phantasie daher ein wenig nachhelfen. In allen grössern Städten war eine Kirche für den Vernunftsdienst reserviert, in Paris z. B. die Notre Dame-Kirche. Mitten im Schiff erhob sich ein Gerüst aus Brettern und Karton, das einen Berg darstellen sollte; darauf brannte eine Flamme: das reine Feuer der Natur. An den Festtagen gab es feierliche Umzüge, und ein Weib in weissem Kleide stellte die Göttin der Vernunft dar, natürlich mit einer Jakobinermütze auf dem Kopfe. Da sang man Freiheitslieder und tanzte, wie toll, um die Statue der Natur, oder die „Göttin der Vernunft“ führte mit Ballettänzerinnen ein Ballett auf.

Das ist ein Götzendienst, denkt ihr. Jawohl, und das Traurigste an dieser Verirrung ist, dass es Priester gab, katholische und protestantische, welche ihren christlichen Glauben öffentlich abschworen

und ihren Weihebrief zerrissen, die Religion für Humbug und das Christentum für eine Lüge erklärten.

Da thut es einem wohl, dass es Männer gab, die ihre Kniee nicht beugten vor Baal.

In dem Konvent hatten alle ehemaligen Priester ihren Glauben abgeschworen, nur einer nicht: der Bischof Gregoire. „Je reste évèque," sagte er und blieb standhaft im Wutgeheul der Jakobiner. Zwei Jahre lang war er der einzige Mensch in ganz Paris, der die Priesterkleidung trug.

Endlich nahm Robespierre an diesem kirchenschänderischen Treiben Anstoss, und er beschloss, diese Gotteslästerer zu verderben. Im April 1794 verlangte er im Konvent ihre Bestrafung. Sie wurden hingerichtet. Und im Mai liess Robespierre durch den Konvent beschliessen: „Das französische Volk anerkennt das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele." Und im Juni wurde auf dem Marsfelde dem „höchsten Wesen" zu Ehren ein grosses Fest gefeiert nach Art des Bundesfestes vom 10. August 1793. Robespierre hatte sich für diesen Tag zum Präsidenten des Konventes wählen lassen, um an dem Feste als „Oberpriester" auftreten zu können.

So ist der liebe Gott in Frankreich wieder eingesetzt worden. Der deutsche Dichter Pfeffel hat dazu das Verslein gemacht:

„Darfst, lieber Gott, nun wieder sein,
So will's der Schah der Franken;
Lass flugs durch ein paar Engelein
Dich schön bei ihm bedanken!"

Was hat der Dichter damit geisseln wollen? ‚Dass man den lieben Gott, wie einen Beamten, ab- und einsetzt.' Ganz recht. Aber so seltsam es uns anmutet, dass eine politische Versammlung den Glauben an Gott förmlich beschliessen muss, es war doch ein Schritt zur Umkehr. Man durfte den Namen Gottes wieder aussprechen, ohne befürchten zu müssen, deshalb ins Gefängnis geworfen zu werden. Die Kirchen wurden wieder geöffnet. Freilich waren es noch keine Gottesdienste in christlichem Sinne, die da gehalten wurden; es waren mehr Vereinssitzungen mit Protokollverlesung, Vorträgen und patriotischen Gesängen, und die Jugend wurde nicht etwa im Evangelium, sondern in den Menschenrechten unterwiesen.

Aber gegenüber dem vernunftlosen Kultus der Vernunft war dieser Zustand für ein frommes Gemüt eine wahre Erlösung. „*Être suprême*" sprach man, und an „*Gott*" dachte man.

Der ganze Vernunftkultus war eine schreckliche Verirrung der menschlichen Vernunft. Es war ein thörichtes Beginnen, dem Volke die Religion zu nehmen. Die Religion ist das Herz im Organismus des Menschengeschlechtes; hört dieses Herz auf zu schlagen, so tritt auch hier der Tod ein; die edle Natur stirbt ab, und das Tier in ihm kommt zum Vorschein.

Noch eine Frage! *Wie war es unter dieser Herrschaft des Schreckens mit dem Ackerbau, mit dem Handel und der Industrie bestellt?* ‚Den guten Bürgern ist gewiss die Lust dazu vergangen'.

Getroffen!

Der Ackerbau war zerstört. Millionen Hände waren ihm entzogen. Die jungen Männer waren in den Armeen oder machten in Politik; den andern verging die Lust, das Land noch fernerhin zu bebauen, da man ihnen ja doch alles nahm: Futter, Korn und Vieh. An vielen Orten mussten die Leute gezwungen werden, die Ernte einzuheimsen. Mit dem Gewerbe und dem Handel stand es nicht besser. Der Sinn für Arbeit und Erwerb war erloschen. Der Fabrikant, der Kaufmann, der Handwerksmeister waren bei den Jakobinern geächtet wie der Edelmann und Priester. Die nächste Folge dieser Verkehrsstockung war, dass es am Notwendigsten mangelte; die Bauern wollten nicht mehr zu Markte fahren, die Kaufleute nicht mehr einkaufen und verkaufen, und die Preise gingen fürchterlich in die Höhe. Für ein Pfund Kalbfleisch z. B. zahlte man im Mai 1793 noch *5* sous, im Juli aber schon *22*. Darunter litten aber zuerst die Armen und die Arbeiter. Alles teuer, der Verdienst schlecht, die Notlage war da.

Der Konvent suchte, der Notlage zu wehren, indem er für alle Lebensmittel und Lebensbedürfnisse fixe Preise festsetzte und diejenigen mit dem Tod bedrohte, die mehr verlangten. Aber trotzdem auch viele Leute deswegen hingerichtet wurden, so hörte der Mangel nicht auf. In den grossen Städten herrschte fortwährend Hungersnot. In Paris musste man schon von 1 Uhr morgens an vor den Metzger- und Bäckerläden Queue machen, um gegen Vorweisung der Karte seine Ration zu holen, und was für eine Ration: ein Pfund Fleisch per Kopf und per Dekade!

Auch die Arbeit musste erzwungen werden. Die Arbeiter mussten sich in Listen einschreiben lassen und die Arbeit zu einem gesetzlich bestimmten Preise liefern.

Der Staat selber hatte auch immer Geldmangel trotz der ungeheuren Erpressungen. Man half sich immer und immer wieder

mit Ausgabe von Assignaten. Unter der Schreckensherrschaft sind über 5 Milliarden in Umlauf gesetzt worden.

Solange auf die Verweigerung ihrer Annahme die Todesstrafe gesetzt war, hielten sie sich noch im Kurs; aber nach der Schreckensherrschaft fielen sie ungeheuer im Wert. Im Jahre 1795 galt ein Louisdor 20,000 Fr. in Assignaten, das Pfund Brot 50 Fr., die Flasche Wein 100 Fr., ein Sack Korn 9000 Fr., und der Geldzins stieg auf 7 % per Monat.

So, nun habt ihr einen ungefähren Begriff von der Lage der Regierten oder sagen wir besser: der Unterdrückten.

Was hatte die Revolution alles versprochen?

‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.‘

Und was hatte sie nun in Wirklichkeit gebracht?

Statt der Freiheit? ‚Arge Tyrannei.‘

Statt der Brüderlichkeit? ‚Verrat und Argwohn an allen Ecken.‘ Gewiss. On faisait guillotiner son voisin pour que le voisin ne vous fît pas guillotiner vous mêmes.

Und statt der Gleichheit, statt der allgemeinen Wohlfahrt? ‚Allgemeiner Ruin.‘ Sehr richtig. Denkt euch nur! Die 4½ Revolutionsjahre haben Frankreich 7 Milliarden gekostet.

Der Geschichtsschreiber Taine, von dem ich euch schon so manches citierte, hat auch hierüber ein treffliches Gleichnis gemacht.

„Man repräsentierte dem Volke immer dieselbe Flasche mit derselben Etiquette, und so glaubte das Volk, dass es immer denselben Liqueur trinke. In Wirklichkeit aber war es so: On lui fît boire la tyrannie sous l'étiquette de la liberté.“

Teilziel. Schon in einer der vorigen Stunden hat einer von euch die Frage aufgeworfen, **wie es nur möglich gewesen sei, dass das Volk, die Nation, diese Schreckensherrschaft so lange duldete.**

Ich habe damals die Frage zurückgedrängt. Jetzt aber will ich sie beantworten.

II. 6. Ja, was meint ihr, was hat die Herrschaft der Jakobiner so lange aufrecht erhalten? Nichts anderes als die Furcht der Unterdrückten.

Aber hat sich denn niemand dagegen erhoben? Doch. Eine Reihe von Städten haben sich aufgelehnt: Marseille, Toulon, Bordeaux. Eine ganze Provinz hat sich erhoben: die Vendée. Diese freilich gegen die Republik überhaupt, die Städte aber nicht gegen diese, nur gegen die Tyrannei der Jakobiner. An allen diesen Orten wurden die jakobinischen Gemeinderäte wieder abgesetzt, die Jakobiner

im Strassenkampfe besiegt, ihre Klubs geschlossen, einige Rädelsführer auch hingerichtet. Aber schrecklich musste die Vendée, mussten die Städte diese Erhebung büssen.

Der Konvent führte gegen sie einen unmenschlichen Krieg. In Lyon z. B. wurden in 6 Monaten 6000 Personen hingerichtet, und in Toulon sank infolge von Hinrichtungen und Flucht die Bevölkerung von 28,000 auf 7000. Das sind ja Verluste, die sich jenen an die Seite stellen lassen, die Deutschland erlitten hat im? ‚dreissigjährigen Krieg'.

Das war dem Konvent noch nicht genug. Die beiden Städte Toulon und Lyon sollten zerstört werden. Nur die Arsenale und die Häuser der Armen sollten stehen bleiben. Infolge dessen arbeiteten in Lyon 12,000, in Toulon 14,000 Mann an der Niederreissung der Kirchen, Paläste und reichen Häuser. Das kostete pro Dekade 400,000 Franken. Kann man sich etwas Widersinnigeres denken als dieses Gebahren? Der Wohlfahrtsausschuss gibt an Arbeitslöhnen 15 Millionen aus, um Werte im Gesamtbetrage von 400 Millionen zu — vernichten!

Ueberschrift? *Die misslungene Erhebung des Südens.*

Teilziel. Dass die Herrschaft der Jakobiner nicht lange dauerte, habe ich bereits angedeutet. Das lag in der Natur ihrer Regierung. Was sagt doch Schiller in seinem Tell von den strengen Herrschern? ‚Die *strengen* Herrscher sind's, die *kurz* regieren.' Das Wort passt auch auf die Herrschaft der Jakobiner. **Von ihrem Sturze will ich heute erzählen.**

II. 7. Wer mag wohl diesen Sturz herbeigeführt haben? ‚Das Volk.' Meint ihr? Nein, sie selber. Hört nur.

Nach den Kirchenschändern hatte Robespierre, um sich in der Gewalt zu behaupten, noch viele andere Jakobiner auf das Schafott geschickt, darunter hervorragende Führer. Ihr kennt einige, darum will ich sie nennen.

Z. B. jenen Desmoulins, der? ‚im Jahre 1789 in dem jardin royal die Menge zur Ergreifung der Waffen aufforderte' und Danton, der? ‚die Septembermorde in Szene gesetzt hat'. Ganz recht! Diese beiden und mit ihnen viele ihrer Genossen mussten, von Robespierre vernichtet, dasselbe Schicksal erleiden, das sie selbst Hunderten bereitet hatten; sie wurden im April 1794 hingerichtet. Als der Scharfrichter auf Danton zutrat, um ihn zu binden, soll dieser gesagt haben: „Hebe den einen Strick für Robespierre auf." Daran

war vorläufig nicht zu denken; denn nach dem Tode Dantons war Robespierre erst recht mächtig geworden.

Aber diese Macht machte ihn nicht froh. Wohl war er der gefürchtetste Mann in Frankreich, aber auch der am meisten gehasste.

Längst hatte er sich mit allerlei Vorsichtsmassregeln umgeben. Wenn er ausging, war er immer von einigen handfesten, zuverlässigen Leuten umgeben. Bei Tische berührte er keine Speisen, von denen nicht zuvor andere gekostet hatten.

Der Vorwurf Carnots, Robespierre strebe nach der Diktatur, war nicht aus der Luft gegriffen. Robespierre trachtete wirklich darnach, einige seiner Kollegen im Wohlfahrtsausschuss zu beseitigen. Aber diese kamen ihm zuvor und verbanden sich zu seinem Sturz. Am 26. Juli klagte ihn Billaud im Konvent an, schilderte seine Herrschsucht und rief: „Wir wollen unter keinem Tyrannen leben.“ Robespierre stürzte auf die Rednerbühne. Aber ein allgemeiner Ruf empfing ihn: „Fort, fort mit dem Tyrannen“; man liess ihn nicht zum Worte kommen. Plötzlich rief ein Deputierter in das Getümmel das entscheidende Wort: „Ich beantrage Robespierres Verhaftung.“ Ein Augenblick der Stille trat ein; jedermann stutzte. Hatte man wirklich recht gehört? Robespierres Verhaftung! Dann aber brach der Beifall los, und von allen Seiten verlangte man sofortige Abstimmung. So erlebte Robespierre, was er Tausenden bereitet hatte: die Verurteilung ohne Richterspruch und Verteidigung.

Mit ihm wurden auch St. Just und Couthon verhaftet. Der eigentliche Kampf aber stand noch bevor.

Der Stadtrat beschloss, gegen den Konvent zu ziehen. Die Sturmglocken wurden geläutet, Robespierre und die andern aus den Gefängnissen befreit. Aber diesmal glückte der Aufstand nicht wie am? ‚10. August 1792‘. Die Nationalgarde erklärte sich für den Konvent und marschierte gegen das Stadthaus. Die Aufständischen wurden im Rathaus eingeschlossen. Da feuerte Robespierre eine Pistole gegen sich ab; die Kugel tötete ihn nicht, sondern zerschmetterte nur seinen Unterkiefer. Er wurde auf einen Tisch gelegt; da lag er still und starr. Unaufhörlich gingen Neugierige ab und zu und fluchten seinem Namen und frohlockten über seinen Sturz, bis der Karren kam, der ihn mit 21 Gefährten aufs Schafott führte. Auf dem Blutgerüst riss ihm der Henker den Verband herunter: Robespierre stiess einen gellenden Schrei hervor. Das war der erste Laut seit seiner Verhaftung und der letzte. Am andern Morgen

folgten ihm noch 71 Mitglieder des Stadtrates, und mit diesem Blutbad endete die Herrschaft des Schreckens.

Die Gewalt des Wohlfahrtsausschusses war gebrochen. Ueberall wurden die Gefängnisse geöffnet. Zu Tausenden wurden die Gefangenen entlassen. Die Thätigkeit der Revolutionsgerichte wurde eingestellt. Man konnte wieder aufatmen und ein menschliches Leben führen. Das Klublokal der Jakobiner wurde geschlossen. Die Blutmenschen wurden nun selbst zur Verantwortung und Strafe eingezogen. Durchs ganze Land ertönte ein Schrei nach Vergeltung. Das Christentum wurde wieder eingeführt; die Güter der Hingerichteten wurden an die Familien herausgegeben, Couthon und Billaud deportiert.

Ueberschrift? *Robespierres Sturz.*

III. 1. Wir wollen nun einen Ueberblick zu gewinnen suchen über den Geschichtsabschnitt, den wir soeben betrachtet haben. Zählt die Punkte, von denen wir gesprochen, nochmals auf.

‚1. Die Verfassung von 1793.
2. Das Verfassungsfest am 17. August.
3. Der Konvent erklärt sich permanent.
4. Die Organisation der Revolutionsregierung.
5. Die Lage der Unterdrückten
   a) in Bezug auf den Schutz des Eigentums,
   b) in Bezug auf den Schutz des Lebens,
   c) in Bezug auf die freie Religionsübung,
   d) in Bezug auf Ackerbau, Handel und Verkehr.
6. Die Erhebung des Südens.
7. Robespierres Sturz.'

IV. 1. Für unsere Zeittafel schlage ich folgenden Zuwachs vor:

1792—94. Schreckensherrschaft des Konventes.
1794. Juli 27. Robespierres Sturz.

III. 2. Wir haben seiner Zeit das *alte Staatswesen in Frankreich* ein wenig kennen gelernt, und nun auch das *revolutionäre.* Was ist natürlicher, als dass wir beide einmal konfrontieren. Thut das! Was für Urteile drängen sich euch auf? Keine? Nun, so will ich den Anfang machen.

Unter dem alten Staatswesen herrschte in Frankreich die *absolute Monarchie* und unter dem revolutionären — nun, wer trifft den Nagel auf den Kopf? — ‚die *absolute Pöbelherrschaft*'.

Sehr gut. Weiter.

Der absolute König sagte: L'état c'est moi. Und die absoluten Jakobiner sagten: — wer findet das Wortspiel? — ‚L'état c'est nous'.

Ferner!

Unter dem alten Staatswesen war alle Macht im Staate in den Händen von etwa 300,000 Privilegierten.

Und zur Zeit des revolutionären? ‚in den Händen von 300,000 Jakobinern'.

Die 300,000 Privilegierten haben das Volk ausgesogen.

Und die 300,000 Jakobiner? ‚haben es ausgeplündert'.

Weiter!

Unter dem alten Staatswesen stand es mit dem Wohlstand des Volkes schlecht.

Unter der Schreckensherrschaft aber? ‚wurde er geradezu ruiniert'.

Noch mehr!

Unter dem alten Staatswesen stand die Nation unter dem Willen der Polizei, unter dem revolutionären aber? ‚unter dem Beile des Henkers'.

IV. Nun begreift ihr den Ausspruch, dass Revolutionen in der Regel die Nationen nicht beglücken.

Wie sagt Schiller im „Lied von der Glocke"?

‚Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Dann kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n,'

und was lässt er Ital Reding in der Rütliscene sagen?

‚Schrecklich immer, auch in gerechter Sache, ist Gewalt.'

III. 3. Die Schreckensherrschaft der Jakobiner steht nicht einzig da in der Weltgeschichte. Wer weiss ein Seitenstück dazu?

‚Die Ketzerverfolgung unter Philipp II. von Spanien' oder ‚die Verfolgung der Hugenotten unter Ludwig XIV'.

Ganz recht. Aber hier ergingen die Verfolgungen nur über einen Bruchteil der Nation, und die Verfolger wussten sich in Uebereinstimmung mit der grossen Mehrheit derselben. Die Jakobiner dagegen waren in Minderheit; nichtsdestoweniger wollten sie jeden einzelnen und die ganze Nation zu ihren Anschauungen bekehren nach der Formel: Traitre, pense comme moi, ou meurs!

V. Vorzeigen von Bildern.

Porträts von Robespierre, Danton, St. Just, Mirabeau. — Der Sturz der Gironde. — Robespierres Sturz. — Die Schliessung des Jakobinerklubs.

Lektüre (aber mit sorgfältiger Streichung des Unpassenden): Paris zur Schreckenszeit.*) — Die Göttin der Vernunft.**) — Gefängnisleben zur Schreckenszeit.***) — Die Conciergerie und ihre Erinnerungen an die Revolution.****)

Ueber den Gebrauch phonetischer Zeichen im ersten französischen Unterricht.

Von *Dr. W. Müller* in St. Gallen.

Auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts herrscht gegenwärtig die regste Bewegung, ein höchst erfreuliches Ringen nach verbesserten Methoden. Man versucht die fremde Sprache mehr als früher durch Sprechen des Lehrers und der Schüler zu lehren, und zwar mit thunlicher Umgehung der Muttersprache; man sorgt für ein besser ausgewähltes Wortmaterial und für einen interessanteren Uebungsstoff; man wendet endlich der sorgfältigen Aussprache des fremden Idioms eine erhöhte Aufmerksamkeit zu. Die an letzter Stelle genannten Bestrebungen bilden den Gegenstand der folgenden Erörterungen, und zwar in der Beschränkung auf den ersten französischen Unterricht.

Die völlige Unzulänglichkeit der gebräuchlichen Lautzeichen für eine genaue und unmissverständliche Bezeichnung der in der französischen Sprache vorkommenden Laute und Lautnüancen ist leicht ersichtlich. Und sie drängt sich um so mehr auf, als die Wissenschaft der *Entstehung* der Sprachlaute nachgeht, also alle wesentlichen Merkmale derselben berücksichtigt. Für eine über allen Zweifel erhabene schriftliche Bezeichnung der Laute ergibt sich daher das Bedürfnis eines neuen Zeichensystems. Dieses mag sich mehr oder weniger an das gebräuchliche, an unsere Buchstaben, anlehnen; jedenfalls wird es sich in einigen Punkten wesentlich davon unterscheiden, z. B. die Differenzen zwischen offenen und geschlossenen Vokalen, zwischen weichen und harten Spiranten, zwischen stimmlosen und stimmhaften Explosivlauten deutlich zum Ausdruck bringen. Die Bedeutung solcher *phonetischen* Systeme bezw. des ihnen zu Grunde liegenden Prinzips

*) Johannes Scherr: Menschliche Tragikomödie, 11. Bd. 87.
**) ibid. 7. Bd. 136.
***) ibid. 7. Bd. 119.
****) Paul Lindenberg: Aus dem dunklen Paris. Reclams Universalbibliothek. 3604. p. 181.

für wissenschaftliche Untersuchungen ist offenbar. Und es erhebt sich nur die Frage, ob die Anwendung phonetischer Zeichen auch für pädagogische Zwecke, und zwar insbesondere für den ersten französischen Unterricht notwendig oder doch wenigstens wünschbar sei. Die Wünschbarkeit solcher Zeichen auch für den Unterricht wird nun von vielen behauptet. So hat Alge, der Verfasser des weit verbreiteten »Leitfadens für den ersten Unterricht im Französischen« sich nach einigem Schwanken und überaus vielen Versuchen für den Gebrauch von solchen phonetischen Zeichen für den Anfangsunterricht entschieden, indem er der neuesten, fünften Auflage einen phonetischen Teil vorausschickte, in dem nun die schon früher geforderte energische »phonetische Schulung« durch die Einführung phonetischer Zeichen unterstützt wird*). Im folgenden sollen einige Gründe für und gegen die Anwendung solcher Zeichen besprochen werden.

Die *Haupteinwürfe* gegen den Gebrauch phonetischer Zeichen betreffen einerseits das Lernen, anderseits das Verlernen derselben.

Zu den zwei, drei, vier Alphabeten, deren Erlernung man dem ABC-Schüler zumuten müsse, trete hier beinahe ein fünftes, mit ganz krausen Zeichen, die ja ausserdem so bald als möglich wieder vergessen werden sollten. Das sei eine ungehörige Belastung der Schüler. Alge bezeichnet in seinem orientierenden, sehr empfehlenswerten Vortrage: Ueber die Erlernung des Französischen (St. Gallen 1896) auf Seite 8 diese Arbeit der Erlernung von 14 phonetischen Zeichen**) auf Grund von vielen Erfahrungen als »so klein, dass sie im Ernste gar nicht in Betracht kommen kann.« Man darf eben nicht übersehen, dass man es in diesem ersten Unterricht im Französischen mit bedeutend ältern Schülern zu thun hat, die diese Gedächtnisaufgabe viel rascher und leichter bewältigen als Kinder von 6 bis 7 Jahren. Was heisst dies übrigens, solche Lautzeichen einprägen? Wie bei allem Einprägen handelt es sich dabei um die Verknüpfung von Vorstellungen, hier um die Verbindung oder Assoziation von Lautvorstellung***) und Lautzeichen- oder Buchstabenvor-

*) Immerhin ist diese 5. Auflage so eingerichtet, dass sie auch von Lehrern benutzt werden kann, die von der phonetischen Schrift keinen Gebrauch machen wollen.

**) So viele Zeichen enthält die von Alge mit „Rücksicht auf möglichste Einfachheit“ gewählte phonetische Schrift.

***) Es mag bei dieser Gelegenheit ein für alle Mal bemerkt werden, dass die Lautvorstellung aus akustischen und motorischen Vorstellungselementen zusammengesetzt ist.

stellung. Diese Assoziation kann, da zwischen Buchstabe und Laut keinerlei Aehnlichkeit besteht, nur durch mechanisches Auswendiglernen, d. h. dadurch zu stande kommen, dass die beiden Vorstellungen wiederholt miteinander ins Bewusstsein gebracht werden. Eine drei-, vier-, fünffache Berührung der beiden Vorstellungen im Bewusstsein (bildlich gesprochen!) — und das geistige Band ist geknüpft, das wir voraussetzen müssen, wenn eine Vorstellung eine andere ohne weiteres ins Bewusstsein ruft. Auf diese Weise, d. h. durch Herstellung einer wiederholten Berührung der Vorstellungen im Bewusstsein, stellen wir z. B. eine Assoziation zwischen der muttersprachlichen Wortvorstellung Baum oder dem Begriffe Baum oder einer Abbildung eines Baumes und der französischen Wortvorstellung arbre her, sofern wir nicht schon ein dem Worte arbre ähnliches Wort, etwa das lateinische arbor, oder das italienische albero oder das spanische arbol zu unserm geistigen Besitze rechnen dürfen. Der Zeitaufwand und die Anstrengung, 14 solcher Assoziationen herzustellen, sind wahrlich nicht gross. Nehmen wir beispielsweise an: 14 Wörter einer Fremdsprache mehr oder weniger in einem ganzen Schuljahre; was macht das aus bei 600 oder mehr Wörtern des ersten Schuljahres! Sicherlich darf man diesem Argumente kein grosses Gewicht beilegen.

Wenn nur das *Verlernen* nicht wäre! Dieses Bedenken klingt zwar zunächst seltsam genug aus dem Munde von Lehrern, die aus vielfacher, oft bitterer Erfahrung wissen müssen, wie rasch und wie gründlich die Schüler vergessen, was man nicht durch unablässige Wiederholung und immer neue Anwendung zu ihrem wirklichen, stets verfügbaren geistigen Besitze macht. Gehen ja doch die anfangs erwähnten Bestrebungen auf dem Gebiete des fremdsprachlichen Unterrichts zu einem grossen Teile aus dieser Erkenntnis hervor! Dennoch bedarf dieses Bedenken einer eingehenden Würdigung. In einem und demselben Schuljahre sollen 2 nicht unwesentlich voneinander abweichende Schreibungen angeeignet werden, die phonetische in dem ersten Drittel des Schuljahres, die historische Rechtschreibung, deren Aneignung schon an sich grosse Schwierigkeiten bereitet, unmittelbar nachher. Sind nicht bleibende Unsicherheit und Vermengung der beiden Schreibungen notwendige Folgen einer solchen Zumutung an die Schüler? Die Praxis, vielfältige Erfahrung spreche entschieden gegen diese Annahme, sagt Alge auf Seite 9 in dem schon oben erwähnten, an der Universität Zürich gehaltenen Vortrage. Und pädagogische

Erfahrung, Beobachtung und Experiment dürften hier doch das *erste* Wort haben. Die von mehrern Lehrern in verschiedenen Klassen der Mädchensekundarschule in St. Gallen erhaltenen Resultate bestätigen nun durchaus die Richtigkeit der Algeschen Behauptung. Orthographische Fehler in der historischen Schreibung kommen natürlich auch in diesen Klassen am Ende des ersten Schuljahres noch vor; aber sie sind nicht häufiger, und sie sind fast durchgängig der Art, dass von einer ungünstigen Beeinflussung durch die am Anfange des Schuljahres vermittelte phonetische Schreibung gar nicht gesprochen werden darf. Lehrer, die von der theoretischen Richtigkeit des phonetischen Verfahrens überzeugt sind, dürfen unbesorgt den Versuch wagen. Bei *richtigem Verfahren* werden die Schüler am Ende des ersten Schuljahres die historische Schreibung so gut beherrschen wie die Schüler, die mit phonetischen Zeichen verschont worden sind, und werden ausserdem die phonetische Schrift ziemlich gründlich vergessen haben. Das letztere ist durch Experimente leicht festzustellen, wenn man den Schülern am Ende des Jahres Wörter vorspricht, die diese in phonetischer Schreibung wiedergeben sollen. Man mag dabei, um einem gewissen Einwande zu begegnen, die Wörter von den Schülern nachsprechen und die infolge der Unzulänglichkeit der historischen Schreibung a priori möglichen verschiedenen Bezeichnungen einzelner Laute angeben lassen. Es wird sich dabei herausstellen, dass die Schüler alles andere besser leisten als die ursprünglich angewandte phonetische Schreibung. Man muss nur bei dieser neuen Methode drei Forderungen gehörig beachten (vgl. Alge a. a. O. S. 9), einmal mit peinlicher Sorgfalt von der phonetischen Schreibung zur historischen übergehen, nachher das Zurückkommen auf die erstere im allgemeinen vermeiden nach dem bekannten Motto: der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen, und endlich aber vor allem von den Schülern wohl das *Lesen,* nie das *Schreiben* phonetischer Zeichen verlangen.

Mit der Erwähnung dieser dritten und, wie es scheint, wichtigsten Forderung sind wir bei einer psychologischen Erörterung des Verlernens phonetischer Zeichen angelangt. Wiederholtes Zusammensein der betreffenden Vorstellungen im Bewusstsein sei die Bedingung, unter der die gewünschten Zusammenhänge oder Assoziationen entstünden, wurde oben gesagt. Das Verlernen oder Vergessen wäre demnach einer Zerstörung, einem Zerreissen des früher vorhandenen geistigen Bandes gleich zu setzen. So einfach ist die

Sache nun aber doch wohl nicht. Vielmehr ist noch genauer zuzusehen, wie denn dieses notwendig vorauszusetzende Band entsteht, und wie es beschaffen ist. Es sollte bewirken, dass, falls die eine der beiden Vorstellungen, das phonetische Zeichen, ins Bewusstsein tritt, die andere, in unserm Falle also der entsprechende französische Laut, reproduziert wird. So beim Lesen; ganz anders beim phonetischen Schreiben gehörter Laute, wo die Lautvorstellung die Zeichenvorstellung reproduzieren müsste. Das letztere wird nach den obigen Bemerkungen aber anfänglich nicht verlangt und nach der Einführung der historischen Schrift sogar als eine eventuell eintretende Störung befürchtet. Es erhebt sich nun eben die Frage, ob die Verknüpfung zwischen den beiden Vorstellungen eine doppelte oder einseitige sei. Wäre sie nur eine einseitige in dem Sinne, dass das phonetische Zeichen den Laut reproduzierte, nicht aber umgekehrt, so wäre die vorhin erwähnte Befürchtung durchaus gegenstandslos. Das Sprüchwort: aus den Augen, aus dem Sinn, dürfte dann keck auf unsern Fall angewendet werden. Gibt es nun wirklich solche einseitige Verkettungen? Die Erfahrung scheint dafür zu sprechen*). Gerade die Sprachenlehrer und -Schüler dürften davon erzählen können, wenn z. B. das fremde Wort den muttersprachlichen Ausdruck reproduziert, nicht aber umgekehrt der muttersprachliche Ausdruck den fremden. Oder man könnte, falls diese Art von Beispielen beanstandet würde, auf viele Laute des ABC hinweisen. R reproduziert wohl S, aber nicht S R u. s. w. Neben diesen einseitigen Verkettungen gibt es freilich auch wechselseitige, wie jedermann weiss, wobei von zwei gegebenen Vorstellungen A und B, A B, aber auch B A reproduziert. Solche Wechselseitigkeit ist dann gegeben, wenn beide Reihenfolgen geübt worden sind. Diese Wiederholung in veränderter Reihenfolge ist nun aber, wie mir scheint, beim Gebrauche phonetischer Zeichen, wie er oben

*) Die psychologischen Theorien sind in dieser Beziehung gewöhnlich zu wenig einlässlich; das gilt z. B. von Wundts Physiologischer Psychologie, der in einigen Vorbemerkungen zu seiner Klassifikation der Assoziationen der Ansicht Raum gibt, dass sich die successive Assoziation *gewöhnlich* in der nämlichen Reihenfolge vollziehe wie die ursprünglichen Ereignisse. Auf den Sinn des Ausdruckes successive Assoziation, deren Verhältnis zur simultanen Assoziation, die sogen. Assoziationsgesetze und die daran sich knüpfenden Streitfragen trete ich hier nicht ein. Einschlägige, anregende Untersuchungen über diese Dinge findet der Leser z. B. in Wundts schon genanntem Werke (II, 437—475 4. Aufl.) in Külpes Grundriss der Psychologie, in Rehmkes Lehrbuch der allgemeinen Psychologie. Ich bemerke nur zu den Ausführungen von Wundt, dass deshalb, weil es der psychologischen Analyse nur schwer oder nicht gelingt, das Successive der beiden Vorstellungen und damit eine gewisse Reihenfolge derselben nachzuweisen, noch nicht beides aufzugeben ist.

gefordert worden ist, nicht gegeben. Vielmehr ziehen die zwei Vorstellungen, deren Verknüpfung in Betracht kommt, *gewöhnlich* in *der* Reihenfolge durch das Bewusstsein, dass zuerst das Zeichen und dann der Laut erscheint. Nur bei der Einführung der phonetischen Zeichen wird sich die umgekehrte Reihenfolge empfehlen (vgl. Alge, a. a. O. S. 4). Eingeübt wird also die Reihenfolge: Zeichen — Laut; die daraus sich ergebende einseitige Vorstellungsverbindung kann der historischen Schreibung nicht sehr gefährlich werden, da ja beim Schreiben zuerst der Laut gegeben ist, der, wenn die vorstehenden Ueberlegungen nicht ganz unrichtig sind, das entsprechende phonetische Zeichen überhaupt nicht direkt reproduzierte*). Die phonetischen Zeichen kämen nach diesen Erörterungen also gar nicht mehr ins Bewusstsein, wenn sie nicht mehr gelesen werden. Allmählich dürfte sich dann unter solchen Umständen auch die einseitige Assoziation Zeichen — Laut wieder auflösen; die phonetische Schrift wird gänzlich vergessen.

Mit der Frage, zu welcher Arbeit diese denn überhaupt aufgeboten werde, ist der Weg zur Besprechung von Gründen *für* die Anwendung von phonetischen Zeichen betreten. Was für Vorteile verspricht man sich denn von der Anwendung derselben?

Die Schwierigkeiten der Aussprache, sagt man, werden *rascher* und *gründlicher* überwunden. Die Aussprache werde richtiger, namentlich auch weniger beeinflusst durch lokale Idiome, durch dialektische Eigentümlichkeiten. Die an den Anfang des Französisch-Unterrichtes gestellte phonetische Schulung erhalte erst auf diese Weise, bildlich gesprochen, einen Rückgrat und ihre rechte Bedeutung. Die einmal eingeführten Zeichen bilden ein fortwährendes Korrektiv für Lehrer und Schüler und verhindern einen gefährlichen, aber immer drohenden Schlendrian. Ich beabsichtige keineswegs, jeden dieser Gründe einzeln zu besprechen, sondern möchte nur auf eine spezielle, psychologische Seite der Sache eingehen. Inwiefern ist eine zweckmässige phonetische Schrift der historischen überlegen? Sie enthält für jeden einzelnen Laut der Sprache ein, aber auch nur *ein* Zeichen; jedes Zeichen bezeichnet also auch nur einen Laut, während bei der historischen Schreibweise mehrere Zeichen einen und denselben Laut repräsentieren,

*) Die Möglichkeit einer mittelbaren Reproduktion der Zeichen ist natürlich damit nicht geläugnet, wie anderseits zugestanden werden muss, dass es immerhin *vereinzelt* vorkommen mag, dass eine wechselseitige Verkettung zwischen Zeichen und Laut entstanden ist, insofern ja doch zuweilen oder wenigstens einmal die beiden Vorstellungen in der Reihenfolge Laut — Zeichen gegeben waren.

anderseits für verschiedene Laute oft dasselbe Zeichen verwendet wird*). Das erstere hat leicht zur Folge, dass derselbe Laut je nach seiner Bezeichnung auch verschieden ausgesprochen wird, das letztere, dass verschiedene Laute in der Aussprache zusammenfallen, eben weil dies in der Bezeichnung stattfindet. Erst die neuere und neueste Psychologie hat der Bedeutung der Zeichen für die geistige Entwicklung des Individuums und der Gesamtheit einige Aufmerksamkeit zugewendet. Früher ist es namentlich deshalb nicht geschehen, weil Zeichen und Bezeichnetes oft gar nicht unterschieden wurden, so bei den Zeichen für Begriffe, den Wörtern. Wort und Begriff fielen so in eins. Heute ist die Bedeutung der Wörter für die Begriffsbildung und Unterscheidung anerkannt. Zunächst soll uns vor allem die Bedeutung der Zeichen für Unterscheidung von Nichtzusammengehörendem beschäftigen. »Wir sind um so leichter imstande, eine Reihe von Unterscheidungsgliedern mit Sicherheit festzustellen, je mehr wir imstande sind, die einzelnen Glieder der Reihe mit spezifischen Namensbezeichnungen zu verbinden«. So sagt Wundt (Phys. Psych. II, 445). Und er bezieht sich dabei auf interessante Untersuchungen von Lehmann. Dieser fand, »dass man bei Unterscheidungsversuchen gewöhnlich nur *fünf* Stufen der farblosen Lichtempfindung im Gedächtnisse festzuhalten vermag, indem man dabei zu jeder Stufe eine der in der Sprache üblichen Bezeichnungen (weiss, hellgrau, grau, dunkelgrau, schwarz) assoziiert. Er konnte aber diese Anzahl durch Uebung bis auf neun erweitern, als er willkürlich jede Stufe durch eine der Ziffern 1—9 kennzeichnete.« Macht nicht der Phonetiker ganz dasselbe Experiment, nur im grossen und in praktischer Absicht, wenn er dafür sorgt, dass verschiedene Lautnüancen auch verschieden bezeichnet werden? Die Verschiedenheit der Schriftzeichen dient hier der schärfern Unterscheidung der Laute, wie dort die Verschiedenheit der Laut- oder Schriftzeichen 1 2 3 4 etc. der Unterscheidung der verschiedenen Nüancen der farblosen Lichtempfindung. Die Gleichheit der Bezeichnung dunkelgrau beispielsweise bei Verschiedenheit der Lichtempfindung liess dort 2 Nüancen, die nachher deutlich unterschieden wurden, in eine zusammenfallen. Ganz dasselbe hat der Sprachlehrer zu befürchten, der zu wenig Zeichen für die zu vermittelnden Laute zur Verfügung hat.

*) Nicht jede sog. phonetische Schrift wird diesen Anforderungen genügen; ich will nicht untersuchen, wie weit dies z. B. der Fall ist bei der Schrift, die in dem Algeschen Lehrmittel verwendet wird.

Auf der andern Seite kann gleichermassen nicht bestritten werden, dass die Verschiedenheit der Zeichen die Erwartung weckt, dass man es mit einem verschiedenen Bezeichneten zu thun habe, und zwar auch bei demjenigen, der nicht mehr in naiver Weise Zeichen und Bezeichnetes zusammenwirft. Wir stehen eben doch alle unter dem mehr oder weniger deutlichen Eindrucke: wo mehrere Zeichen, da auch mehreres Bezeichnete. Und was wir erwarten, das glauben wir oft wahrzunehmen, auch wenn es gar nicht wahrgenommen werden konnte. Die Ungleichheit der Bezeichnung bei Gleichheit des Bezeichneten kann ebenfalls äusserst gefährlich werden. Von grösserer praktischer Bedeutung erscheint mir allerdings die oben stehende Betrachtung.

Und der Zweck dieser Ausführungen überhaupt? Wie schon anfangs gesagt: einzutreten für die bei Alge und sonst da und dort auftauchende Neuerung. Daneben sollte freilich an einem Beispiele die Notwendigkeit psychologischer Beweisführung für pädagogische Forderungen dargethan werden.

In der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen

Beiträge

zur

bündnerischen Volksbotanik

von

August Ulrich

alt Seminarlehrer in Schiers.

Zweite, umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage.

Preis 1 Fr.

Hugo Richter, Verlagsbuchhandlung in Davos.

Fluri

Übungen zur Orthographie, Interpunktion, Wort- und Satzlehre

Anerkannt bestes Mittel, den Prozentsatz der Fehler rasch zu vermeiden, **im Anschluss an Schülerfehler** bearbeitet.

Dritte, verbesserte Auflage.

Herausgegeben von der st. gallischen Sekundarlehrer-Konferenz.

Preis 80 Rp.

Zu beziehen beim Kassier

U. Steiger, *Sekundar-Lehrer,* ***Flawil.***

In der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben

Neuer Jugend-Psalter.

Sammlung von Gebeten, Liedern und Sprüchen für Schule und Haus

von

Jakob Christinger,

Pfarrer und thurgauischer Sekundarschul-Inspektor in Hüttlingen bei Frauenfeld.

Preis 1 Fr. 20 Cts., gebunden 1 Fr. 50 Cts.

Die Förderung der Talente

auf der

Stufe der Volks- u. Mittelschule.

Vortrag,

gehalten in der Thurgauischen Schulsynode in Frauenfeld

von

Jakob Christinger,

Pfarrer und thurgauischer Sekundarschul-Inspektor in Hüttlingen bei Frauenfeld.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Preis 1 Fr.

Hugo Richter, Verlagsbuchhandlung in Davos.

Verlag von Hugo Richter in Davos. — Druck der Richter'schen Buchdruckerei in Davos.